

Nr. 59. Bromberg, den 21. März 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.

Copyright 1927 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

5. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.

Ein Badeanzug steckte immer in der Tasche der Strandkorbfrisur, und eins zwei drei waren die Kleider im Korb verstaut und die Handtasche unter dem Korb in den Sand gepackt. In fünf Minuten war alles zum Abmarsch bereit.

Nur kam es doch ein wenig anders, als Hedwig Schwansen es sich gedacht hatte. Sie hatte sich zu weit hinausgewagt, denn das Wetter kam doch, und es kam gründlich. Wie Büsum es in der Saison noch nicht gehabt hatte.

Anfangs war es allerdings trotzdem ein Hochgenuß mit der Flut. Hedwig kannte den Kampf mit ihr von der Pike auf, und sie tat nach so einem Kampf schon einmal den Ausspruch: „Wenn man sich mal einen Augenblick nicht mehr wehren kann, und das Wasser schmeißt einen hoch wie einen Ball, schreit jeder Blutstropfen in mir Hurra. Man hat die Arme ja doch gleich wieder dazwischen und freut sich, daß man an Ort und Stelle zu wissen kriegt, was Leben heißt."

Und auch jetzt hätte sie noch einen Wasserschrei ausstoßen mögen, wie der Gebirgler seinen Jodler; ihr war nur, als könnte sie doch schließlich jemand hören und meinen, sie hätte einen Schrei um Hilfe ausgestoßen, und sie wollte sich selbst helfen.

Aber nun wurde es doch Ernst mit dem Kampf. Der Donnerschlag hatte den Sturm wohl nur etwas weit hergerufen. Dann kam er aber angefegt, und es gehörten die Muskeln einer Ederle dazu, die Wellen zu teilen und mit gesammelter Kraft an Land zu streben. Der Spaß hatte aufgehört, und zu dem Ernst des Kampfes gesellte sich noch ein gewaltiger Schreck.

Eine Leiche trieb gegen Hedwig Schwansen an, und so entsetzt sie ihr auch auswich, sie war immer wieder da. Zuletzt griff sie zu und zog sie mit sich. Es konnten vielleicht höchstens noch hundert Meter sein bis aus Land.

Die Selbstrettung und die Bergung gelangen auch. Nur war von den Körben nichts zu sehen. Sie mußte weit hinaus geraten sein.

Voll Grausen ließ Hedwig den schweren, toten Körper gleiten und begriff nicht, daß sie das Werk geschafft hatte. Sie hatte sich allerdings kaum noch in der Gewalt. Unter- und Oberkiefer schlugen gegeneinander, daß ihr angst und bange wurde.

Wenn sie sich wenigstens hätte orientieren können, wo sie war, und wie sie an ihre Kleider kam!

Da sah sie, daß der Körper neben ihr zuckte, und daß das Herz noch schlug.

Ihr eigenes stand beinahe still.

Aber sie hätte nicht das tatkräftige Mädchen sein müssen, das sie war, wenn sie nicht sofort das Richtige unternommen hätte.

Sie fing an, den Körper zu reiben und sachgemäß zu massieren, und spürte bald, daß er sich belebte. Sie war nicht ganz ohne Kenntnis in diesen Dingen und dachte bald an kein Grauen und an keine Gefahr für sich selbst mehr, sie dachte nur an das Menschenleben, und daß sie es in der Hand hatte, es zu erhalten.

Es war ein Mann von vielleicht dreißig Jahren, den sie gerettet hatte. Der Körper, der schlank und sehnig war, war von den Schultern bis halb an die Knie mit schwarzem Seidentrikot bekleidet.

Das Gesicht war gebräunt und gut geschnitten.

Am meisten ins Auge fielen die Hände. Man mochte sich um Einzelheiten kümmern oder nicht, an diesen Händen konnte man nicht vorbeisehen. Selbst in ihrer ungeheuren Aufregung wurde Hedwig das Besondere an ihnen gewahr. Sie waren schlank und muskulös und sehr gepflegt. Sie dachte, es müßten die Hände eines Musikers oder Künstlers sein. Eines großen Geigers vielleicht.

Und seltsam fielen die Ringe an ihnen auf. An der Linken saß ein schmaler Goldreif, der unverkennbar ein Verlobungsring war. Und auf dem Mittelfinger der rechten Hand saß ein Siegelring aus Dukatengold, in dessen Platte ein Totenkopf hineingraviert war, von dem eine hypnotische Kraft auszugehen schien. Hedwig mußte immer wieder hinsehen und fühlte dann plötzlich mit heftigem Erschrecken mehr, als sie es sah, daß der Fremde die Augen aufschlug.

Der Blick war zwar noch leer, und die Lider schlossen sich gleich wieder, aber das erschöpfte Mädchen richtete sich nun auf und kam zu einiger Besinnung über sich selbst. So gut wie nackt und sehr erhitzt von der Anstrengung, konnte man sich auch selbst den Tod holen, dem man erst kaum entronnen war.

Hedwig hielt noch einmal Umschau und gewahrte nun in einiger Entfernung ein niedriges, mit Stroh gedecktes Gebäude. Vielleicht, daß sie dort Hilfe holen konnte. Es war ja zwar nicht ausgeschlossen, daß es sich nur um einen Stall oder um eine Feldscheune handelte, aber es konnte auch das Haus eines Fischers sein.

Und sie hatte Glück. Es wohnte ein altes Ehepaar in der Kate, Krabbenfischersleute, und der Mann kam unverzüglich mit einer Handkarre mit. „Dorr hebbt all Dode un Lebennige opp seeten", sagte er unerschüttert. „Wi sünd hier ni bang in Büsum, Fräulein."

Nein, der Mann war nicht bange, der schien wasser- und leichenfest zu sein und hob den Fremden auf als gäbe es überhaupt keine Behutsamkeit zwischen Leben und Tod und als läge einfach ein Wippbrett über dem Grenzstrich. Er hatte noch schnell ein Bund Stroh auf seine Karre geworfen und hantierte mit dem Gepiel an dem hängenden Kopf herum, als seien es die weichsten Daunen. Und das unglückselige Opfer, das sich wehren zu wollen schien, wurde verstaut, als sei es selbst auch nur eine Strohpuppe.

Hedwig konnte es nicht mehr mit ansehen und wollte ängstlich zugreifen, aber Friech Tetens sagte zuversichtlich: „Nu loten Se de bibberigen Fingern man von't Fatt, Fräulein. Hier sünd all mehr versopen, de ick doch noch waller in't Jappen kregen heff. Wenn de Wind ok ni jüß Iis bi sick hett, is he doch banni umflogen, un wenn Se ok ganz gud inbött hebbt mit de jungen Jorr, sehn Se nu doch man to, datt Se sülwst watt öwer kriegt!"

Hedwig sah ein, daß der Alte recht hatte. Und sie hatte getan, was in ihrer Macht lag, und konnte nun wohl ihrer Wege gehen. Nackt war sie allerdings nicht mehr. Die Alte in der Fischerkate hatte ihr einen Lodenkragen gegeben, der aber einige Verwandtschaft mit dem Bund Stroh hatte und mancherlei Wohlgerüche in sich vereinigte.

Zum Glück war der Weg bis an die Strandkörbe aber gar nicht so weit, und alles fand sich noch am Platze. Wieviel Zeit mochte aber wohl inzwischen verstrichen sein! Wenn der arme Axel sie bei dem Wetter nicht in ihrem Zimmer fand, mochte er in rechter Sorge sein und hatte am Ende gar etwas Unbedachtes getan. Und er hielt nicht durch, was sie durchhielt, er war viel leichter umzuschmeißen.

Aber der Bruder saß seelenruhig in seinem Zimmer, mit dem Rücken nach der Tür, und hatte das Klopfen gar nicht gehört. Er saß mit den Händen über den Ohren am Tisch und las mit einem Eifer, als sei er eigens des Buches wegen, das vor ihm lag, nach Büsum gekommen.

„Denke mal", sagte er aufblickend, als seine Schwester ihm die Hand auf den Rücken legte, „in diesem Hause ein Homer im Urtext! Was es für Zusammenhänge gibt! Ich bin ganz hingerissen."

Erst jetzt gewahrte er, daß Hedwig anders aussah als sonst. „Ist etwas passiert" sagte er aufstehend. „Du siehst so sonderbar aus und riechst so merkwürdig — mir scheint, nach Tang."

„Mir scheint im Gegenteil, ich müßte sehr frisch riechen", sagte Hedwig. „Ich bin von Kopf zu Fuß abgespült, und das gründlich. Es müßte denn sein, daß ich voll aufgerührten Seewassers gelaufen bin wie ein Faß."

Axel faßte die Schwester bei den Schultern an und sah ihr geradezu böse in die Augen. „Bist du wieder draußen gewesen bei dem Wetter?" fragte er.

„Ja", sagte Hedwig und lachte jetzt. „Und wie gut könnte man ertrinken trotz eines brüderlichen Begleiters!"

Aber dieses mal hatte Hedwig Pausback sich verrechnet in ihrem Vertrauen auf die brüderliche Liebe, auf die sie pochte wie auf angestammtes Kapital. Axel sagte — immer mit demselben finsteren Gesicht —: „Wenn du mit deinem Leben gespielt hast und bei dem Sturm wieder einmal über die Watten gegen die Flut anmarschiertest, kann dir ein Denkzettel gar nicht schaden, Schwester Hedwig."

„Das hör' sich mal einer an!" sagte Hedwig verblüfft. „Dir hat die Seeluft aber schon gutgetan, Axelbruder! Wenn du noch ein paar Wochen hierbleibst, kriegst du noch Nerven wie Schiffstaue. Das muß ich sagen, ich krieg' Respekt vor dir, allerhand Hochachtung!"

Axel setzte sich wieder an den Tisch, als machten die Worte keinerlei Eindruck auf ihn.

Und Hedwig fuhr fort: „Übrigens spielen noch mehr Leute mit dem Leben. Ich habe einen Mann aus dem Wasser geholt."

„Was hast du?" sagte Axel und sprang wieder auf. Er wußte nicht, woran er war mit der Schwester. Aber Scherz konnte sie doch mit sowas nicht treiben.

„Einem Menschen das Leben gerettet habe ich", drückte Hedwig sich deutlicher aus und weidete sich an dem Umschwung in des Bruders Gesicht. Und da er ja jetzt ganz kernfest schien, ließ sie nichts aus und erzählte in kräftigen, markanten Strichen, wie alles gewesen war. Sie ließ auch die Derbheit des alten Fischers nicht aus, um die Sache nicht etwa tragisch zu machen.

Axel war außer sich. „Du erzählst das alles, als hättest du einen Fisch gefangen", sagte er. „Manchmal kannst du sein oder doch tun wie Anna, und als könnte dich nichts berühren. Wir wollen uns doch um den Mann kümmern."

Da begehrte Hedwig aber auf. „Daß du dich unterstehst!" sagte sie. „Das könnte mir gerade fehlen, mich dazwischenzustecken, als wollte ich mich für die Medaille melden! Der ist gut aufgehoben jetzt. Für den kann der alte Fischer mehr tun als du und ich und noch mehr zusammen. Der wußte Bescheid mit Leben und Tod und hatte beidem gegenüber die erforderliche Ruhe. Da kommt unsereins nicht mit. Ich vermute, er hat ihn bis über Nase und Ohren in selbstgerupften Federn und Daunen stecken oder vielleicht auch zwischen Heu und Stroh, was ja im Grunde dasselbe bedeutet. Und einer von der Medizin wird auch wohl schon seine Künste an ihm versuchen. Die Art Leute vom nackten Strand sind sich bei aller Selbstsicherheit doch immer ihrer Verantwortung bewußt. Da bin ich so ruhig, Axel, als hätte ich wirklich nur einen Fisch mit an Land gebracht."

Der Bruder sah die Schwester so an, daß Hedwig ihn auch ohne Worte verstanden hätte. Er gab die Worte aber zu. „So bist du doch sonst nicht, Heteschwester", sagte er. „Ich weiß nicht, was mit dir los ist."

„Es kommt eben doch nach", sagte Hedwig jetzt und ließ sich gleiten. Es nützte nichts mehr, den Nacken steifhalten zu wollen. „Mir ist auf einmal zu Sinn, als hätte ich keinen Tropfen Blut mehr im Leibe und nicht das kleinste Quantum Mark mehr in den Knochen."

Axel sah auch, daß die Schwester sich verfärbte. „Werd mir hier bloß nicht krank", sagte er. „Das hält ja kein Pferd aus, was du geleistet hast. Es war dir wohl auch nur möglich in der großen Erregung der Todesnot. Und weil du eine Gesundheit hast, die von Eisen zu sein scheint. Oder wohl gar von Stahl. Und ich glaube, Hete, Mutters ganz gewöhnliches Hausmittel ist in diesem Augenblick das beste für dich. Nimm einen kräftigen Grog und leg dich ins Bett!"

„Damit kannst du recht haben", sagte Hedwig. „Laß mir man einen brauen, aber einen steifen, sag ich dir! Einen, in dem der Teelöffel steht. Nur sorge dafür, daß das Mädchen ihn mir bringt. Frau Mewes könnte ich jetzt nicht um mich haben; sie ist nicht wieder los zu werden, so gut sie es auch meint. Und du siehst ja, daß ich bissig bin."

Ja, das sah Axel. Ihm schlugen auch selbst beinah die Zähne. Und er war froh, daß Frau Mewes überhaupt nicht zu Hause war und daß Line ebenso schnell wieder aus Hedwigs Zimmer herauskam, wie sie hineingegangen war.

Gegen Abend wollte Frau Mewes dann allerdings nach ihrer Kranken sehen, wie sie sagte, aber Axel wandte ein, daß sie bereits eingeschlafen sei. Das war nun allerdings eine Notlüge. Der Bruder hatte erst eben wieder nach der Schwester gesehen, aber Hedwig hatte gleich abgewinkt und hatte gesagt: „Mach nur, daß du wegkommst, Axel, und geh selbst rechtzeitig ins Bett! Ich schwitze wie ein Pferd, und du sollst mal sehen, morgen ist alles wieder gut, und als sei überhaupt nichts los gewesen."

Es war auch wieder gut und geradezu erstaunlich, wie frisch das Mädchen war. „Mir ist, als finge ich jetzt erst an zu leben!" klang es gleich als Morgengruß. „Wir probieren gar nicht aus, was wir können, Axel, sonst wären wir Zweibeiner ein ganz anderer Schlag."

Axel mußte ordentlich ein bißchen stoppen, daß ihm die Schwester nicht gleich wieder durch die Lappen ging.

„Was ausfressen muß ich auf jeden Fall heute", sagte Hedwig. „Es ist doch eine feine Sache, daß ich noch all meine achtzehn Jahre hab! Und da kannst du nun machen und gegenreden, was du willst, heute abend will ich tanzen!"

Axel nahm es erst für Spaß und neckte: „Wenn nun jemand sich hinsetzte und es Franz schriebe!"

„Das hat kein Jemand nötig, das schreibe ich ihm selbst!" lachte Hedwig. „Du kannst dir ja keinen Begriff machen, Axelbruder, wie alles in mir prickelt nach der Tour gestern. Und überhaupt, an allen Ecken und Enden die Musik hier abends und das viele Lachen und Leben, und wir zwei gehen dazwischen hindurch, als hätten wir schon unsere silberne Hochzeit gehabt. Reimt sich das? Ich will nun doch Abschied nehmen von meinen jungen Jahren. Und Franz kriegt auch noch einen Freibrief dafür. Ich will ihm einen großartigen Paß ausschreiben."

„Das tu denn man", sagte Axel, der die feste Absicht durchhörte. „Meinetwegen tanz los, wir können den Klimbim ja ruhig mal mitmachen. Wenn du nun aber nicht geholt wirst?"

„Das warte ich auch gerade ab!" sagte Hedwig fröhlich. „Ich tanz' mit dir!" —

Aber Axel war furchtbar komisch als Tänzer. Alle Umsitzenden in der Strandhalle hatten ihren Spaß an ihm. Nicht nur, daß er seiner Schwester dauernd auf die Füße trat sondern eigentlich bestand sein Tanzen ausschließlich in dem Bestreben, anderen Paaren auszuweichen, und das gab natürlich erst recht Zusammenstöße.

„Mein Herr", rief ihm ein Dicker zu, „hier ist ein Karpfenteich. Hechte bei Hechten!"

Axel wurde feuerrot und geriet nun ganz und gar ins Gedränge vor grenzenloser Verlegenheit. Und ehe Bruder und Schwester es sich versahen, waren sie zum Mittelpunkt auserkoren. Man hatte sich auf irgendein geheimnisvolles Kommando hin zu einer Gruppe vereinigt und tanzte ausgelassen um die beiden Schwansens herum. Und die Geschwister nahmen den Scherz mit gutem Humor auf. Auch Axel, so gut es ihm eben gegeben war. Er wirkte eigentlich entzückend in der Balance zwischen Wollen und Können.

„Die Palme dem Sieger!" sagte eine blitzblonde junge Dame als die Musik aufhörte, und reichte Axel mit einem tiefen Hofknix eine Stranddistel, während der Dicke ohne viel Federlesens mit Hedwig in den nächsten Shimmy stieg und sie wegen ihres vorzüglichen Tanzens dann in so viele Arme geben mußte, daß das ganz aus dem Häuschen geratene Mädchen gar nichts davon gewahr wurde, daß die „Distel" sich in der Damenwahl ihren Axelbruder geholt hatte. Sie sah es erst, als Axel mit der Brille in der Hand eine verunglückte Verbeugung machte und eher ein Wesen vom Mars als von der Erde zu sein schien.

„Weißt du", sagte er später zu ihr, als sie noch bis an die mondbeschienene See gingen, „so übel ist das bunte Leben gar nicht. Die Kleine hat mich natürlich nur aufgezogen, aber ich hatte sie doch mal im Arm. Wie ist das merkwürdig, Hete, wenn man so einen ganz fremden Menschen gegen sich festhält."

„Es ist doch wohl so", sagte die Schwester und hatte die Augen im Winkel, „stille Wasser sind tief."

„Ich weiß nicht, ob es hinpaßt, was mit dem Wort gesagt sein soll", sagte Axel. „Das muß ich aber wohl zugeben, daß mir das Mädchen zu Kopf gestiegen ist. Mehr als ein Glas Wein oder ein Glas Grog, und davon kann ich doch sonst auch nicht viel vertragen. Du sahst es ja, ich mußte die Brille abnehmen, und was das zu bedeuten hat fremden Leuten gegenüber, das weißt du. Die Brille ist mir immer wie mein Schutz. Aber ich dachte, ich stände Kopf, und sie würde herunterfallen. Axel Schwansen schien ich nicht mehr zu sein."

(Fortsetzung folgt.)

Wenn der Schnee schmilzt.

Skizze von **Emil Rath.**

Warme Sonne rieselte über die Berghänge, hinterließ goldenes Leuchten auf dem fleckenlosen Schnee, und dem Franz weitete sich das Herz, als er hier und da aus dem harten Weiß dunkles Felsgestein hervortreten sah. Nicht lange konnte es mehr währen, dann reihten sich die dunklen Flecken zu einer dunklen Linie, die am Berg schmeichelnd höher kroch, bis die Alp wieder im vollen Grün stand. Dann ging es hinauf auf die Senne — ihm wurden Herz und Kehle plötzlich froh, und er ließ einen Jauchzer los, daß die Stube dröhnte und die Mutter im Lehnstuhl am Ofen erschrak und eine Masche vom Wollstrumpf fallen ließ.

„Jesses", kopfschüttelte sie, „was hast du denn?"

Statt aller Antwort stellte er sich breitspurig vor das kleine Fenster hin, versenkte die Hände in beide Hosentaschen und pfiff ein wenig falsch, aber desto heller: „Wenn's Mailüfterl weht —" Plötzlich brach er ab und spähte neugierig durch die Scheiben auf die Straße.

Da kam der Haberstrohheini mit einem Herrn daher in grausam feinem Pelzwerk — so ein rechter Stadtfrack. Franz lächelte. Was der wohl hier oben wollte? Er spürte eine kleine Unruhe in sich und wandte sich zur Tür.

„Wo willst du hin?" meinte die Mutter erstaunt.

„In den Stall!" antwortete er gleichmütig, trat hinaus und sah lange den beiden nach, wie sie die tiefverschneite Straße nach Gruslingen zu stapften.

Franz wußte es so einzurichten, daß er wieder vor der Tür stand, als der Heini nach fast drei Stunden zurückkam.

„Grüß Gott, Heini. Schweren Weg gehabt, eh?"

Heini nickte. „Man muß halt so langsam gehn. Die Stadtfratzen sind's net gewohnt, das Steigen im Schnee."

„Wohin wollte er denn?"

Heini war etwas verlegen. „Zur Sefi Meidinger halt. Montag soll ich wieder fort mit ihm."

Der Franz schluckte. „Also — hm — also — zur Sefi. Was hat der Fratz da zu schaffen?"

Die Achseln Heinis zuckten zweimal: „Weiß net. Sind aber miteinander guat bekannt. Den Schmatz kunntest hörn drei Meilen weit, den er ihr —"

„Schon gut!" winkte Franz ab. „Anderer Leut Spusieren geht mich nichts an. Grüß Gott, Heini!" Damit trat er ins Haus und schmetterte das Tor krachend zu. Gerade heute wollte er auf ein, zwei Stündlein zur Sefi. Gut, daß er den Heini gefragt. Da war er ja doch überflüssig. Bis zum Montag — sakra, sakra! Vier Tage und vier Nächte! Es kochte in Franz. Gewiß, er hatte der Sefi nie gesagt, wie lieb er sie — und nun kam so ein „Tepp" daher und — nein, es war zum Auswachsen. Und vier Tage lang hörte man vom Franz kein gutes oder frohes Wort.

Montag war ihm jede Arbeit zuwider. Die Mutter konnte sich seine Unruhe nicht erklären. Wohl zehnmal lief er vor das Haus, schaute links und rechts, ging in den Stall zurück und warf dort mit allerlei Gerät um sich, daß es nur so schepperte. Wie er nun zum zwölften oder gar dreizehnten Mal vor dem Tor stand, erblickte sein geübtes Auge zwei Gestalten, die von der Höhe herabkamen. Kein Zweifel: das war die Sefi mit ihrem Stadtfratz. Schleunigst verschwand Franz im Hause und stellte sich hinter die Gardine, von wo er gut die Straße betrachten konnte. Da schritten die beiden vorüber: Sefi, blühend wie eine Alpenrose. Ihr Arm hing in dem des andern, der selbstgefällig unter dem grünen Hut mit dem mächtigen Gamsbart vor sich hinblickte und dem munteren Geplauder der Sefi zu lauschen schien. Jetzt lachte sie gar hell auf — das fuhr dem armen Franz wie ein Stich durchs Herz. Er starrte noch, als die beiden längst verschwunden waren.

Wie gebrochen setzte er sich in den Lehnstuhl, den er sonst als Ruheplatz verschmähte. So sind die Weiber! Noch auf der letzten Kirchweih hatte er der Sefi so ein kleines Korallenherz an einem Sammetbande gekauft. Für ihren Dankesblick hätte er dem Krämer am liebsten seinen ganzen Laden abgehandelt — und nun! Vier Tage und — er wagte sich nichts mehr auszudenken, gab sich einen Ruck und ging an die gewohnte Arbeit.

Die Sonne meinte es tagelang gut; immer höher stieg an den Bergen der dunkle Schatten, von der Höhe der Straßen rieselte ununterbrochen das Schmelzwasser zu Tal, ferne Lawinen donnerten — Tauwind. Föhn. Der Schnee schmolz. —

Mit verdrossenen Augen schaute Franz von der Schwelle des Hauses den seltsamen Wolkengebilden nach, die im Föhnwirbel aufwärtsschwangen. Als sein Blick den Boden suchte, fuhr er zusammen: halb schaute aus dem schmelzenden Schnee neben der Türschwelle etwas Rotes. Seine Ahnung trog nicht: ein Korallenherz am schwarzen Bande. Das Korallenherz, das er Sefi geschenkt. Hatte er vorher noch geschwankt — jetzt wußte er's: sie hatte ihm das Herz vor die Tür, gleichsam vor die Füße geworfen. Daß es vor dem Fenster gelegen, danach fragte Franz nicht. Wilde Lust kam über ihn, es einmal recht toll zu treiben, den nagenden Schmerz zu betäuben. Heute war im „Braunen Bären" zu Gruslingen Tanz. Zum Schluß würde es wohl so ein wenig Rauferei geben, — wenn schon. Dazu war er recht in Stimmung. Der Mutter, die fragend zusah, wie er den Sonntagsanzug aus der Truhe nahm, sagte er kurz: „Ich geh nach Gruslingen 'nauf!" Mochte die Mutter denken, alles sei noch wie sonst. Denn er wußte, daß sie der Sefi gut war.

Es dämmerte schon, als Franz die ersten Häuser von Gruslingen hinter sich ließ. Das Dorf war weit auseinandergezogen, und der „Braune Bär" lag ziemlich am andern Ende. Wie von ungefähr huschte Sefi Meidinger daher. Ein kleiner Schrei der Überraschung: „Franzl, du?"

„Gelt, schlägt dir das böse Gewissen? Meinst eh, ich wär ein Gespenst?"

Verletzt fragte sie: „Warum so garstig!"

Wie ein Sturzbach brach es da hervor aus ihm: „Meinst eh, da könnt man lieb zu dir sein, wenn du einem das Herz vor die Füße wirfst und so einen noblen Stadtfratz herbergst, eh? Zum Spielen bin ich mir zu schad!"

Schmeichelnd legte Sefi die Hand auf seinen Arm: „Geh, das war doch mein Bruder! Der ist Arzt in Stuttgart!"

Mißtrauisch legte Franz den Kopf auf die Seite: „Mag schon wahr sein. Aber nein — das rote Herz —"

Sie bettelte: „Gib's her! Ich hab' es die ganzen Tage gesucht. Als ich neulich vom Bahnhof zurückkam und bei deinem Haus vorüber ging, konnt' ich's nicht lassen, ich hab mich auf die Zehen gestellt, und wollte durch das Guckherz im Fensterladen in dein Stübel schauen — und dabei — geh, gib's her, das Herz!"

Franz machte ein grausam ernstes Gesicht: „Das Korallenherz — behalt ich." Sie zog scheu ihre Hand zurück, doch sein Gesicht kam dem ihren ganz nahe, und leise sagte er: „Willst du nicht — lieber mein anderes Herz?"

Sie gluckste hell und fein auf, ein glückliches Lachen, das an seinem Munde erstickte.

Die Irrfahrt des Geoffroy de Mouchy

Einer wahren Begebenheit nacherzählt
von **Georg Wagener.**

Der bretonische Fischdampfer „Geoffroy de Mouchy" lag am Kai in St. Malo und faßte die letzten Kohlen für die Neufundlandfahrt. Auf der Brücke stand der Kapitän Kermatin und sprach erregt auf den Reeder Girardon ein: „Sehen Sie sich doch den alten Kasten an! Er wackelt und ächzt in allen Nieten, die Brücke schwankt bei jedem Wellenschlag, die Boote sind halb verfault. Vierzig Jahre hat der „Geoffroy de Mouchy" Dienst getan und ist kaum einmal ins Dock gekommen. Ich kann keine Verantwortung für Schiff und Besatzung übernehmen!" — Girardon fauchte den alten Seemann an: „Das lassen Sie meine Sorge sein! Der „Geoffroy de Mouchy" wird diese Fahrt noch aushalten, dann soll er ja auch seine Ruhe bekommen. Fahren Sie los, oder wollen Sie nach vierzig Jahren Dienst noch entlassen werden?" Herr Girardon kletterte von der Brücke herunter und verließ das Schiff. „Schuft!" spuckte der Kapitän hinter ihm her. Er wußte nur zu gut, daß der morsche Kasten hoch versichert war; was kümmerte sich da der Reeder um die Besatzung!

Drei Wochen später strebte der „Geoffroy de Mouchy" bei hohem Seegang von der Neufundlandbank wieder heimwärts, den Laderaum gefüllt mit Fischen und Eis. Sorgenvoll sah der Kapitän hinten über dem Heck die Sonne im Dunstschleier versinken. Alle Anzeichen ließen mit Bestimmtheit auf einen drohenden Sturm schließen. In der Nacht fegte der Wind aus der Hudsonstraße herüber und jagte die Wellen vor sich her. Kapitän Kermatin blieb auf der Brücke, und sein Steuermann gesellte sich zu ihm. Der Wind wurde zum Sturm, und bei Morgengrauen kämpfte der altersschwache Dampfer verzweifelt mit der aufgepeitschten See. Immer höher prallten die Wellen gegen das Heck, rissen die hintere Reling ab, spülten über Deck, hoben den „Geoffroy de Mouchy" hoch, daß die Schraube wie wahnsinnig durch die Luft wirbelte und der Bug tief ins Wasser tauchte.

Noch länger vor dem Sturm zu reiten, konnte der alte Kasten nicht mehr aushalten. Kapitän Kermatin beschloß zu wenden und mit dem Bug gegen den Orkan anzukämpfen. Lieber Zeit verlieren und nach St. Pierre in den Hafen zurückkehren, als Schiff und Besatzung aufs Spiel setzen. Er ließ den Rudergänger im großen Bogen wenden; schon lag der Dampfer quer vor dem Sturm, drehte schon halb den Bug nach Westen, da warf eine Welle das Schiff auf die

Seite, drückte es tief ins Wasser. Langsam richtete sich die „Geoffroy de Mouchy" wieder auf: die Brücke, mit ihr Kapitän Kermatin, der Steuermann und der Kompaß, war verschwunden.

Der Bootsmann übernahm den Befehl. Er hatte die Empfindung, als wende sich langsam der Wind, als stürme er nicht mehr von der Hudsonstraße herüber, sondern aus Norden. Er teilte seine Befürchtung den anderen mit. „Nein, nein!" schrie man ihm entgegen. „Fahr immer gegen den Sturm nach Westen, dann sind wir in höchstens zwei Tagen wieder auf der Bank!"

Am Abend legte sich der Sturm; der „Geoffroy de Mouchy" behielt den alten Kurs bei, der ihn nach St. Pierre in den Hafen und zur Reparatur bringen sollte. Doch drei, vier Tage vergingen; Neufundland kam nicht in Sicht. Die Besatzung wurde unruhig: „Wir haben den Kurs verloren! Wir müßten schon längst auf der Bank sein!" Der Bootsmann hoffte auf eine sternklare Nacht, um sich orientieren zu können; doch der Himmel blieb bewölkt, es goß in Strömen. Keiner der wenig erfahrenen Leute wußte den Standort des Schiffes anzugeben, keiner besaß einen Taschenkompaß.

Da tauchten am siebenten Morgen nach dem Tode des alten Kapitäns am Bug Eisberge auf; erst einer, dann zwei, drei. Sie schienen am Schiff vorbei zu eilen, verschwanden über dem Heck; sie konnten nur südlich ziehen. Die Besatzung sah sie mit starren Augen kommen und vorüberstreichen: „Wir sind sieben Tage nach Norden gefahren statt nach Westen! Wir sind in der Labradorstraße! Vielleicht schon in der Baffinbai!" Der Bootsmann ließ wenden, benutzte die Eisberge als Wegweiser für den neuen Kurs, der sie nach Neufundland führen sollte.

Wieder vergingen zehn Tage. Der „Geoffroy de Mouchy" lief immer nach Süden: kein Land, kein Schiff. Die Kohlen gingen auf die Neige. „Ich habe noch für drei Tage Feuerung!" meldete der Maschinist. Die Mannschaft kam in der Kajüte zusammen, stierte auf die Karte, fand, daß Neufundland längst erreicht sein müßte, wenn der Kurs richtig wäre. Da sagte einer: „Wir sind wohl immer nach Süden gefahren, aber damals, als wir drehten, waren wir nicht an der West-, sondern an der Ostküste Grönlands!" Der Bootsmann ließ wieder wenden, nach Osten diesmal, Europa zu. Wer wußte aber, ob der „Geoffroy de Mouchy" auch wirklich die Vierteldrehung ausgeführt hatte. Wie sollten sie es ohne Kompaß, ohne Anhaltspunkt auf der unendlichen von eintönigen grauen Wolken überdachten See prüfen können!

Drei Tage fuhr das Schiff den neuen Kurs; nur wenige Schaufeln Kohlen lagen noch im Bunker; die Maschine mußte geheizt werden, mußte die Schraube treiben, denn vom Heck herüber blies wieder der Sturm. Ein hilflos treibendes Wrack konnte ihn nicht überstehen. Da riß die Besatzung die Deckbauten herunter, zertrümmerte das Kartenhaus, die Boote, die Masten, die Ladebäume, zerrte die Planken aus dem Deck, zerschlug die Wände in der Kajüte, im Logis und schaffte alles Inventar in die Bunker. Drei Tage wütete der Sturm und jagte den „Geoffroy de Mouchy" vor sich her; das Schiff stöhnte in allen Fugen und Nieten, ein Wunder hielt die rostigen Platten zusammen. Endlich legte sich der Orkan, die Besatzung atmete auf.

Wieder verging eine Woche: kein Land, kein Schiff! Das Trinkwasser war aufgebraucht, stinkendes Eis aus dem Laderaum mußte herhalten. Am Abend wanderte die letzte Planke unter den Kessel. Der „Geoffroy de Mouchy" war zum treibenden Wrack geworden. Nur der Koch wachte ängstlich über zwei Säcken mit Kohlen.

Da, in der dreißigsten Nacht, seitdem das Schiff die Bank verließ, klärte sich der Himmel auf, langsam verschwand eine Wolke nach der anderen, die Sterne leuchteten. Die Besatzung suchte den Polarstern, den großen Bären; am Backbord mußten sie liegen; gerade vor dem Bug fanden sie beide: „Wieder falschen Kurs gefahren! Wir sind dem Lande weiter als je!" Stumpfe Verzweiflung befiel die Leute; mehr als einer dachte daran, der Qual gewaltsam ein Ende zu machen.

Die Maschine war verlassen, der Kessel erkaltet; die Besatzung lag im totenähnlichen Schlaf in den Hängematten, auf dem Boden, denn die Kojen waren längst verbrannt. Am Bug stand allein der Bootsmann. Er hatte kaum noch Hoffnung, ein Schiff auftauchen zu sehen, aber mechanisch trieb ihn das Pflichtgefühl zum Wachen.

Da erschien im Süden eine dünne Rauchfahne über dem Horizont, wurde größer und höher, Schornsteine tauchten auf, ein Schiffsrumpf hob sich vom morgenklaren Himmel ab, hielt geraden Kurs auf den „Geoffroy de Mouchy". Eine halbe Stunde später hielt der große Dampfer in Luv des Wracks, schickte ein Boot hinüber; man warf ein Tau über Bord, denn das Fallreep fehlte längst; ein englischer Schiffsoffizier kletterte auf den „Geoffroy de Mouchy", hörte in kurzen Worten von der Irrfahrt des Schiffes, schickte das Boot wieder zum Dampfer hinüber, ließ Lebensmittel, Wasser, Decken bringen. „Wo sind wir?" fragten die Franzosen. — „Zwischen den Azoren und der portugiesischen Küste!" Dann sprach der Offizier mit seinem Kapitän durch das Sprachrohr. Der fluchte etwas von französischer Wirtschaft und war doch bereit, den „Geoffroy de Mouchy" nach La Coruna ins Schlepptau zu nehmen. Am dreiunddreißigsten Tag ihrer Irrfahrt kamen die Franzosen dort an.

Bunte Chronik



*** Sport bei den Kopfjägern.** Neben den verhältnismäßig hoch entwickelten Philippinos leben auf Mindanao Stämme, die bis vor kurzem noch Kopfjäger waren. Im Laufe der amerikanischen Herrschaft haben sich diese Eingeborenen ihre wenig menschenfreundliche Sitte, die Schädel ihrer Feinde als Trophäen vor ihren Hütten aufzuhängen, langsam abgewöhnt. Die ersten Pioniere der Zivilisation waren hier die Geschäftsreisenden der großen amerikanischen Versandhäuser, die den Kopfjägern mit zäher Beharrlichkeit europäische Kleider, Schuhe und Hüte zu verkaufen wußten, sich aber um ihre grausamen Gepflogenheiten wenig kümmerten. Den amerikanischen Behörden sagten jedoch diese Kopfjäger in europäischen Kleidern nicht zu, und sie versuchten schließlich, das Interesse der Eingeborenen von den Köpfen ihrer Mitmenschen auf den Sport abzulenken und die üblichen Kopfjagden durch Baseballwettspiele zwischen den einzelnen feindlichen Stämmen zu ersetzen. Das Ergebnis dieser Wettkämpfe war aber recht unerfreulich. Zwar fanden sich die beiderseitigen Stammesangehörigen als friedliche Zuschauer ein, aber nach Beendigung des Kampfes verlangte die Siegermannschaft den üblichen Preis, die Köpfe der Unterlegenen. Damit waren die Geschlagenen nicht einverstanden, und das so harmlos begonnene Spiel endete mit einer wilden Kopfjagd zwischen den beiden Parteien und ihren Stammesangehörigen. Da kamen die Behörden auf den Einfall, den Kopfjägern Gelegenheit zu geben, ihre Wut im Tauziehen zwischen zwei Stämmen auszulassen. Der Versuch war von großem Erfolg gekrönt. Die Beamten verstanden nämlich die Kämpfer so zu verteilen, daß die Kräfte auf beiden Seiten gleich stark waren. So dauerte es oft eine halbe Stunde lang, bis endlich eine Partei den Sieg davontrug. Dann aber war sie, und erst recht die unterlegene, derartig erschöpft, daß keiner mehr die Kraft hatte, auf die Kopfjagd zu gehen.

*

*** „Veilchenfeste."** Musen und Grazien, Sieger bei Wettkämpfen und tanzende Jugend konnte man sich im alten Griechenland zur Frühlingszeit nicht anders als mit Veilchen bekränzt vorstellen. Der deutschen Seele war das unscheinbare, dunkellilafarbene, wundersam duftende Blümchen aber so wert, daß seinetwegen sogar eigene Feste gefeiert wurden; namentlich dort, wo ein günstigeres Klima diese lieblichsten Frühlingsboten in reicherer Üppigkeit aus der Erde lockt. In Süddeutschland war es im Mittelalter Sitte, das erste „Merzenveiel" an einen Stock aufzubinden und um diesen im Kreise herumzutanzen. Bei den „Veilchenfesten" in Wien durfte das erste Veilchen nur von dem schönsten und sittsamsten Mädchen gepflückt werden, worauf dieses einzelne Blümchen dann unter Absingen von Tanzliedern in die Stadt getragen wurde. Selbst der Hof veranstaltete seine besonderen „Veilchenfeste", bei denen die ganze Hofgesellschaft auf den Kahlenberg zog, und glücklich derjenige, der dem Herzog das erste „Feigerl" überreichen konnte.

Lustige Rundschau



*** Protz.** „Ich lege mir sicherheitshalber die Brieftasche des Nachts unter das Kopfkissen." — „Das kann ich leider nicht, ich kann nicht so hoch schlafen."

*

*** Kindermund.** „Onkel, bist du ein Kannibale?" — „Nein, mein Kind, wie kommst du denn darauf?" — „Na, Mutter hat doch heute früh gesagt, du lebst von deinen Verwandten."

*

*** Er hat Zeit.** „Fräulein Mia, wollen Sie nicht meine Frau werden?" — „Aber, mein Herr, wir kennen uns doch erst eine Viertelstunde!" — „Na, schön, warten wir noch zehn Minuten!"

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.